
Inhaltsverzeichnis

<i>Zum Geleit</i>	3
<i>Facebook</i>	8
<i>James Tour: Ein Chemiker möchte verstehen</i>	20
<i>Den anderen Gotthelf zu Wort kommen lassen</i>	27
<i>Kollegiale Kritik</i>	36
<i>Zusammenkünfte</i>	46
Samstage in Lausen	
Gottesdienste	
Studententag	
Sommertage im Flüeli	
<i>Das Weihnachtsgeschenk:</i>	49
Bilderbuch zum Friedenswerk von Bruder Klaus	
<i>Aus Liebe: Bruder Klaus schreibt an den Rat von Bern</i>	50
Installation am Landsgemeindeort Hundwil AR	

Das Coronavirus verwirrt uns. Was unsere Behörden uns auferlegen, damit die weltweite Seuche sich nicht zu einer Katastrophe entwickle, macht uns müde und zermürbt die Lebensfreude. Und was wir hören, ist derart widersprüchlich: Viele stecken sich an und erleben nichts Schlimmes. Einige aber, auch junge, werden schwer krank und kämpfen um ihr Leben. Und hier und dort verliert jemand diesen Kampf. Das Virus ist hinterhältig, meint meine Mutter.

Keine Strafe Gottes?

Schon vor einem Jahr haben alle herausragenden Kirchenvertreter aller Konfessionen einmütig betont: Corona ist keine Strafe Gottes.

Aber was ist es dann? Wenn doch Gott regiert (wie insbesondere die reformierten Theologen trotzig bekennen)?

Versucht man den Verlauf der Corona-Seuche auf der Folie der biblischen Schriften zu verstehen, haben die Kirchenvertreter zuerst einmal Recht. Ganz offensichtlich ist Corona keine Strafe Gottes, wie solche Strafen in der Bibel geschildert werden. Unsere Städte und Dörfer sind nicht voll von Toten, die durch Seuche, Hunger und Krieg ums Leben gekommen sind. Solche grausamen Strafen haben die biblischen Propheten der Gottesstadt Jerusalem angedroht, und sie sind dann tatsächlich zwei Mal über die Bewohner der Stadt hereingebrochen. Im Neuen Testament findet sich ein besonders erschreckendes Beispiel einer göttlichen Strafe: Hananias und Saphira fallen tot um, als Petrus sie zur Rede stellt wegen ihren scheinheiligen Tuns. Das Coronavirus wütet bisher nicht derart brutal. Im Gegenteil: Die Seuche nimmt einen milden, geradezu humanen Verlauf. Nicht die Kinder und jungen Leute werden schwer krank und sterben. Nein, vor allem diejenigen werden schwer krank,

die durch den Lauf der Zeit schon geschwächt und näher am Tod sind. Corona verstärkt, was von Natur aus immer schon der Fall ist: Die Jungen müssen die Alten schützen. Die Alten wiederum machen die schmerzliche Erfahrung: Wir lassen den Jungen nicht nur Errungenschaften zurück, für die sie dankbar sein müssen. Sondern auch Schuldenberge und neue Probleme.

Distanz

Auch auf andere Weise verstärkt das Coronavirus, was die Mehrzahl der Menschen freiwillig getan haben: Die behördlichen Anordnungen zwingen dazu, einen grossen Teil der Lebensbedürfnisse mit technischen Hilfsmitteln zu befriedigen. Nun verbringen alle noch mehr Zeit am Telefon, am Smartphone, am Computer, vor dem DVD-Player.

Das entspricht auf eigenartige Weise dem Anliegen der Humanisten, die uns Menschen als geistige Wesen definieren und meinen, es sei unsere Würde, wenn wir uns vom leibhaft Gegebenen emanzipieren und unseren Lebensentwurf verwirklichen, wie er sich in unseren Gedanken, Gefühlen und Wünschen ausformt. Das aber entspricht anders noch auch der Kernbotschaft der Bibel, wie sie die Reformatoren neu gehört haben: Gott will uns gerecht machen – nicht durch die Werke des Gesetzes. Sondern durch das Wort, das er uns zuspricht, und das wir im Glauben umfassen. Die Gerechtigkeit, die er uns schenkt, hat ihren Bestand in seinem Urteil und in unserer Dankbarkeit, also (würden wir sagen) abstrakt, in einer geistigen Realität. Gott will mit uns kommunizieren – nicht durch eine direkte Begegnung! Kein Mensch kann leben, der mein Angesicht sieht, sagt Gott zu Mose. Zwar hat Gott mit Mose gesprochen wie mit einem Freund, von Angesicht zu Angesicht. Doch wenn er von dieser Begegnung kam und sich an das Volk wandte, verhüllte er sein Angesicht. Er zog eine Maske an, würden wir heute sagen (2. Mose 33 u. 34).

Auch im Neuen Testament ist das nicht ganz anders. Nur seinen wenigen, ausgewählten Jüngern hat sich Jesus nach seiner Auferstehung leibhaftig gezeigt, betont Petrus (Apostelgeschichte 10,41). Allen anderen offenbart er sich auf Distanz, durch sein Wort. Er lässt uns nur Zeichen sehen. Wir schauen jetzt alle mit aufgedecktem Angesicht die Herrlichkeit des Herren – wie in einem Spiegel, schreibt der Apostel Paulus (2. Korinther 3,18).

Dass wir ihn direkt, von Angesicht zu Angesicht sehen werden, ist uns erst versprochen (1. Johannes 3,2).

Die Grenzen des menschlich Machbaren

So erinnert das Virus die ganze Welt an die Fakten, die nicht nur grossmäulige amerikanische Präsidenten verdrängt haben: Unsere menschliche Macht ist begrenzt.

Unser Leben ist immer gefährdet. Auch ein noch junger Mensch kann lebensgefährlich erkranken. Alle werden im Verlauf der Jahre anfälliger und öffnen dem Tod diese oder jene Tür. Das war immer so. Nun provoziert das Coronavirus, dass man jeden Tag davon redet. Und dabei ist im Verlaufe der Monate immer deutlicher geworden, wie mächtig – und wie ohnmächtig die Wissenschaft ist. Oder besser gesagt: Dass es das gar nicht gibt: *die* Wissenschaft. Es gibt nur die vielen Wissenschaften mit ihren bewundernswert grossen Kenntnissen von ihren sehr begrenzten Teilgebieten. Und keine von ihnen ist so umfassend gesichert, dass man darauf das Vertrauen seines Lebens setzen kann. Das demonstriert das Virus eindrücklich: Tausende und abermals tausende von hoch qualifizierten Wissenschaftlern arbeiten seit einem Jahr Tag und Nacht daran, ganz präzise zu beschreiben, wie genau dieses eine Virus von einem Menschen zum andern springt. Und noch immer wissen sie es nur ungefähr.

Wie elend wären wir, wenn wir denken müssten, dass uns die Wissenschaft retten muss vor den Gefahren, die uns drohen.

Auch die Grenzen der politischen Macht sind sichtbar geworden. Unsere gewählten Obrigkeiten tappen im Nebel. Sie sind voll guten Willens. Aber sie wissen viel zu wenig. Und sie können nur verbieten und Geld verteilen – nicht aber trösten und mit gesundem Mut begaben. Es ist noch einmal ein starkes Zeichen, dass sie sich an die alten, sonst längst verdeckten verfassungsrechtlichen Bestimmungen halten und die Gottesdienste erlauben müssen. Doch was machen die Landes- und die Freikirchen daraus?

Allein das Wort – nicht allein die Gemeinschaft

Verkündigen sie strahlend klar, was sie und nur sie zu sagen haben: Dass ein neues, ewiges Leben aus dem Samen des Gotteswortes erwächst? Das Leben der Kinder Gottes, das seine Wurzel in der Taufe hat und das genährt und getränkt wird im Abendmahl? Das Leben, das der Tod nicht nehmen kann, weil es sich keiner menschlichen Macht verdankt: Nicht der zwischenmenschlichen Nähe, nicht der Wissenschaft und nicht den politischen Anordnungen. Weil es das Leben des inwendigen Menschen ist, das von Tag zu Tag erneuert wird, während der äussere Mensch verwelkt (2. Korinther 4,16ff.)? Das Leben, das zu seiner Erfüllung kommen wird, wenn das Sterbliche verschlungen wird vom Leben (2. Korinther 5,4).

Die Corona-Seuche gibt den Kirchen noch einmal die Möglichkeit, sich zu besinnen auf das, was ihre Berufung und ihr einziges Daseinsrecht ist. Bis tief in die evangelischen Kirchen hinein war in den letzten Jahren zu hören: Die Reformatoren waren zu einseitig. Es war falsch, dass sie die biblische

Botschaft zusammengefasst haben mit den Schlagworten: «Allein durch das Wort» und «allein durch den Glauben» werden wir erlöst. Viel richtiger müsste es heissen: «Allein durch die Gemeinschaft»! Und so haben wir in den letzten Jahrzehnten das Gotteswort zu verstärken und attraktiv zu machen versucht mit einer Vielfalt von gemeinschaftlichen Aktivitäten: Das gesellige Beisammensein beim Kirchenkaffee, die gemeinsame Begeisterung in einer Anbetungszeit, der lebendige Austausch an einem sozialen Event – Erlebnisse, die schön und bereichernd sein können. Das fällt nun alles weg. Es ist vom verfassungsrechtlichen Anspruch der Glaubens- und Religionsfreiheit nicht geschützt.

So, denke ich, gibt Gott mit der Corona-Seuche gerade den Kirchen und Freikirchen eine Zeit der Gnade. Damit sie sich besinnen auf den Kern der biblischen Botschaft, und neu entdecken, was bleibt, wenn alles menschlich Gemachte wegfällt. «Das Gras verdorrt», klagt der Prophet, und erhält zur Antwort: «Ja, aber das Wort unseres Gottes bleibt ewiglich» (Jesaja 40,8).

Auch dieses Mitteilungsblatt möchte seinen Beitrag leisten, damit wir unsere Kräfte sammeln und uns Klarheiten verschaffen können über das, was uns im Namen Jesu gesagt ist. Das wird uns helfen, wenn es dann darum gehen wird, die seelischen, sozialen, wirtschaftlichen, politischen und kirchlichen Folgen der Seuche zu bewältigen.

Bernhard Rothen



Umschlagsbild des Buches von Steven Levy (Wikicommons)

Der Journalist Steven Levy hat ein Buch über Facebook geschrieben, das 2020 auf Englisch und sogleich auch in einer deutschen Übersetzung erschienen ist. Es ist ein Buch, das jeder lesen muss, der sich mit einem nüchternen Problembewusstsein in unserer Welt orientieren möchte. Denn das Buch erlaubt viel mehr als einen «unzensurierten Blick» auf das einflussreichste Tech-Unternehmen der Welt, wie es im Untertitel heisst. Mit viel Detailinformation, Sachkenntnis und Respekt vor den Menschen (auch den unsympathischen), erzählt Levy die Geschichte eines jungen Menschen, der voller Idealismus seine Mitarbeiter zu Höchstleistungen mitreissen konnte – und nun dazu beiträgt, dass viel Schlechtes sich seine Bahn brechen kann. So zeigt die Geschichte von Facebook auf beklemmende Weise, dass der Apostel recht hat, wenn er darüber klagt, dass wir Menschen von der Macht der Sünde

beherrscht werden, so dass wir am Ende das Gegenteil dessen bewirken, was wir tun möchten: «Das Gute, das ich will, tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will» (Römer 7,19).

Drei Jahre lang hatte Levy freien Zugang zu den Mitarbeitenden von Facebook. Auch als sich zeigte, dass sein Buch anders, als er selber erwartet hatte, ein überaus kritisches Bild von Facebook zeichnen werde, wurde ihm dieser Zugang nicht entzogen. Er durfte wichtige Mitarbeiter interviewen und selber beurteilen, wie ehrlich oder wie berechnend deren Aussagen waren. Mark Zuckerberg selber, der immer noch junge Gründer und Inhaber, verweigerte sich auch nicht dem letzten Gespräch, in dem Levy ihm sehr konzentriert sehr kritische Fragen stellte. Zuckerberg ist im Kern ein naiver Idealist, der ernsthaft transparent und selbstkritisch sein möchte – weil er unerschütterlich daran glaubt, dass man auch die moralischen Probleme dadurch lösen kann, dass man immer noch mehr und mehr und besseres leistet. So verkörpert Zuckerberg den westlichen Fortschrittsglauben auf eine bewundernswert authentische Weise: Technische Fortschritte werden alles zum Guten wenden! Das glaubt er ganz kindlich. Oder kindisch.



Mark Zuckerberg an einer Konferenz 2014 (Wikicommons)

Zerbrich!

Levy beschreibt, wie der junge, säkular aufgewachsene jüdische Bub früh schon begeistert war von den römischen Kaisern und von ihnen die Idee vom Aufbau eines Weltreichs in sich einsog. Von Anfang an traf seine Devise einen Nerv vieler junger Menschen, die sich aus einem als bigott und verstaubt empfundenen Milieu emanzipieren wollten. Seine persönliche Devise ist bis heute auch diejenige seines Unternehmens und seiner Mitarbeiter: «Move Fast and Break Things»: Bewege dich schnell und brich die Strukturen und Regeln auf. So kann man übersetzen. Doch die Devise beinhaltet nicht nur diese befreiende Dimension. Sie hat auch ein grosses destruktives Potential: Zerstöre Sachen, kann man übersetzen. Levy zeigt, dass Zuckerberg sich ganz

bewusst keine Zeit zum Nachdenken nehmen wollte. Er erachtet Respekt vor dem Gegebenen und Bewährten als Gefahr. Wie der Feldherr in der Schlacht trifft er rasche Entscheidungen, um allfällige Gegner zu überrollen.

Das idealistische Ziel von Facebook war und ist es, Menschen miteinander zu vernetzen, damit sie sich Anteil geben können an dem, was sie interessiert und bewegt. Seine ersten, wohltuenden Dienste bot das leistungsfähige Netzwerk Studierenden auf dem Campus. Da konnte es sich zuerst einmal etablieren, ohne dass sich etwas tief Problematisches zeigen musste. Denn der Campus einer Hochschule ist ein eingegrenzter Lebensraum, zu dem nur Menschen Zugang finden, die bestimmte Voraussetzungen erfüllen. In diesem Setting war die anspruchsvolle, moralisch und juristisch herausfordernde (und kostspielige) Aufgabe der Zugangskontrolle den begeisterten Computere-freaks abgenommen. Das bleibt aber jetzt für das Netzwerk mit seinen drei Milliarden Usern eine offene Wunde: Wer erlaubt den Zugang? Wer leistet die riesige Arbeit der Kontrolle? Und wer hat das Recht, jemandem den Zugang zu verweigern (zum Beispiel einem amerikanischen Präsidenten)?

Jahrhundertelange, leidvolle Erfahrungen haben in der westlichen Zivilisation den Willen geweckt, keiner einzelnen Instanz alle Macht zu geben. Entscheidungsgewalt möchten wir sorgfältig austarieren. Dieses Erbe hat Facebook hastig beiseitegeschoben: «Move Fast», brich die Regeln – zerbrich den Erfahrungsschatz der vorangehenden Generationen!



Graffiti mit Mark Zuckerberg an der Mauer zur Westbank in Jerusalem, 2018
(Wikicommons)

Nur so konnte Facebook derart ins Gigantische wachsen, sich Konkurrenten (wie Instagram und WhatsApp) einverleiben und Menschen an sich binden – vorteilsfrei offen, kann man sagen, aber eben auch: skrupellos an dem einen Ziel der Dominanz orientiert.

Moral und tatsächliches Verhalten

Das Dilemma zeigte sich in den Stunden, als Facebook die vielleicht grösste und folgenschwerste Neuerung einführte: Den Newsfeed, also die Funktion, die automatisch den Benutzern diejenigen Nachrichten zuspielt, von denen

sich auf Grund der bisherigen Kommunikation annehmen lässt, dass sie diese User interessieren.

Als dieser Dienst aufgeschaltet wurde, zeigte sich, dass nicht nur Mark Zuckerberg, sondern dass alle Menschen zu kämpfen haben mit der Tatsache, dass sie etwas tun, das sie im Grunde verabscheuen. Als auf den Smartphones und Tablets ungefragt Informationen auftauchten, die offenbarten, wer mit wem welche Interessen teilt, brach ein Entrüstungssturm los. Shit! Facebook masst sich an, meine Kommunikation zu steuern! Stellt das Ding sofort wieder ab!

Zuckerberg war erschrocken. Er wollte sich der heftigen Kritik beugen, sich entschuldigen und den Newsfeed abstellen. Doch seine Mitarbeiter riefen ihn zurück. Denn sie lasen mit, wie sich die Menschen tatsächlich verhielten. Und sie stellten fest: Es gibt zwar eine gewaltige moralische Empörung. Aber in Wirklichkeit verhalten sich die Menschen ganz anders. Noch nie wurde Facebook so intensiv genutzt. Noch nie konnten wir die Menschen so lange binden, so dass sie so viel Zeit auf unserer Plattform verbringen. Was aber will ein Unternehmen mehr? Was bringt mehr Werbeeinnahmen als wenn man die Aufmerksamkeit an sich ziehen und bei sich festhalten kann? «Zuerst kommt das Fressen, dann die Moral», schrieb einst Bert Brecht. Nein, zeigte sich in diesem Moment: Zuerst kommt die Moral, die alle lautstark ins Feld führen. Aber dann kommt das tatsächliche Verhalten: Die Lust an dem, was einem bequem serviert wird.

Das ist harmlos, so lange Katzenliebhaber herzige Fötelis austauschen, und es ist achtenswert, wenn Naturschützer sich gegenseitig sensibilisieren für das, was ihr eigener Konsum für bedenkliche Konsequenzen hat. Weniger harmlos ist es, wenn auf diesem Weg gleichgesinnte Fanatiker sich finden.

13 Ganz allgemein führt es unweigerlich dazu, dass sich kleinere und grössere

Gemeinschaften bilden, in denen alle nur noch das lesen und sehen, was sie in ihren Meinungen und Überzeugungen bestätigt.

So wie sich auf dem Campus nur Akademiker treffen, treffen sich auf Facebook Menschen ähnlicher Herkunft und Ausrichtung in ihren Gruppen. Das hat nachhaltige Folgen: Man hat weniger Zeit (und ist seltener genötigt) andersartige Menschen mit unvertrauten Ansichten zur Kenntnis zu nehmen. Das sind die fatalen Auswirkungen des scheinbar so guten und schönen Leitmotivs von Facebook: Es erklärt alle Menschen zu möglichen Freuden. Doch jeder hat das volle Recht, seine Freunde zu wählen. Und nur so lange mit ihnen im Kontakt zu bleiben, wie diese Freundschaft wohltuend ist.

Im Kampf um das amerikanische Präsidentenamt im Jahr 2016 wurde das von der Kampagne für Donald Trump optimal genutzt (während die Mitarbeiter von Hillary Clinton diese grossen Möglichkeiten verschlafen haben). Ein Mitarbeiter von Facebook konnte den Mitarbeitern der Trump-Kampagne stündlich zeigen, welche Aussagen und Behauptungen von welchen Nutzergruppen gelesen wurden. Das machte es möglich, dass sie ihre Werbung laufend optimieren konnten. Bei innerlich ganz gefestigten Anhängern Trumps konnte man sich die Werbung sparen. Bei ebenso gefestigten Gegnern Trumps konnte man sich konzentrieren auf den Versuch, mit Negativmeldungen Clinton schlecht zu machen, damit diese Menschen womöglich nicht an die Wahlurnen gingen. Etc. Facebook macht es möglich, jedem Menschen genau die Nachrichten zu präsentieren, die ihn in die gewünschte Richtung stossen.



Strassenreinigung in Köln nach der Parade zum Christopher Street Day (Wikicommons)

Aller Schmutz dieser Welt

Besonders eindrücklich sind die Seiten, auf denen Levy beschreibt, wie gross der Aufwand ist, um die Facebookseiten zu reinigen von all dem Hässlichen, Grausamen und Ekelerregenden, mit dem sie ständig gefüllt werden. Für den grössten Teil dieser Aufgabe hat Facebook Verträge mit anderen Unternehmen abgeschlossen. Diese können es sich erlauben, niedrigere Löhne zu bezahlen. Zehntausende von solchen schlechter bezahlten Mitarbeitern sitzen in kahlen Grossraumbüros vor einem Compterbildschirm und sichten Bilder und Texte. Von ihnen wird erwartet, dass sie an einem Arbeitstag 400 fragliche Inhalte begutachten. Sie haben also im Durchschnitt 40 Sekunden Zeit, um zu entscheiden, ob etwas o.k. ist oder mit einer Warnung versehen oder gelöscht werden soll. Vieles, was sie zu sehen und zu lesen bekommen, ist aufwühlend und belastend: Verstörende Sexpraktiken, blutige Gewaltszenen.

Seit 2016 bietet Facebook deshalb diesen Mitarbeitern die Hilfe von Therapeuten an. Wenn sie etwas gesehen haben, das ihnen nicht mehr aus dem Kopf geht, können sie das mit professioneller Psychologie bearbeiten. Ganz selten einmal können sie sogar einem Menschen helfen (zum Beispiel jemanden davor bewahren, sich selber zu töten). In der Regel aber begutachten sie eine Fülle von Inhalten, die an die Oberfläche schwimmen, wie viel Lust am Erniedrigen, Beleidigen und Quälen, wie viel Hass und Selbstverachtung es gibt – neben all dem, was einfach nur verklemmt, peinlich und elend ist. Levy schreibt: Mark Zuckerberg hat Facebook aufgebaut mit der Erwartung, dass nur wenig Steuerung nötig sein werde. Doch den Mitarbeitern wurde bald deutlich, dass viele Menschen ihre Tage damit verbringen müssen, den Facebook-Content zu sichten, um die Massen vor anstössigen und illegalen Inhalten zu schützen.

«Sie wurden zu einer Art digitaler Reinigungsgruppe und putzten die Newsfeeds ähnlich der Schattenbelegschaft, die nachts die Fussböden reinigt, während die wirklich geschätzten Mitarbeiter zu Hause schlafen. Keine schöne Vorstellung. Zumal diese Art der Putzarbeit quälend sein kann, wenn man täglich Bilder von Vergewaltigungen, illegalen Operationen und einer endlosen Zahl an Genitalien ausgesetzt ist. Die Existenz all dieses übelkeitserregenden Contents war unangenehm für Facebook, und so hielt man die Putzkolonnen ausser Sichtweite.»
«Noch nie musste sich ein Unternehmen in der Vergangenheit mit der Bosheit der Menschen auf der ganzen Welt auseinandersetzen, wie Facebook das muss», sagt ein Mitarbeiter.

Besonders schwierig ist es, sogenannte Hassbotschaften zuverlässig zu identifizieren und zu löschen. Denn viele Nuancen in der Botschaft selber und im Kontext sind entscheidend dafür, ob etwas ein legitimes Zitat, ein versteckter Angriff oder eine teuflische Versuchung ist.

Levy beschreibt mit detaillierter Sachkenntnis, wie viel gedankliche Innovationskraft und wie grosse Geldsummen Facebook in die Weiterentwicklung der künstlichen Intelligenz investiert, in der Hoffnung, dass diese Putzarbeit den Menschen abgenommen werden kann. Erstaunliche Errungenschaften haben bereits vieles möglich gemacht! Doch mit diesem gesteigerten Vermögen der künstlichen Intelligenz wächst auch das Volumen der Inhalte und die Fähigkeiten, die Schutzmassnahmen zu umgehen. Etwa hundert Millionen von Facebook-Adressen sind gefälscht, und es gelingt nicht, diese Zahl drastisch zu senken. Levy bilanziert: «In Phoenix fragte ich die Moderatoren, die ich interviewte, ob sie das Gefühl hätten, künstliche Intelligenz könne ihren Job irgendwann übernehmen. Der ganze Saal brach in Gelächter aus.»

Die fragwürdige Rolle, die Facebook im Machtspiel dieser Zeit spielt, hat ihre tiefste Wurzel in dem optimistischen Glauben seines Besitzers an das Gute im Menschen. Dieser Glaube brachte auch wirtschaftlichen Erfolg. «Facebooks Werbeleute hatten immer nach der bequemen Prämisse gehandelt, dass all ihre Kunden gute Absichten verfolgen» und konnten es sich darum leisten, offenkundige Signale, die das Gegenteil bezeugten, nicht zu beachten.

«Ich war immer der Ansicht», sagt Mark Zuckerberg, «dass die Menschen im Grunde gut sind». Doch habe er unterdessen eingesehen, dass einige Menschen sich schon in ihrem eigenen Land nicht wohl fühlen und es darum schwer haben, sich mitfühlende Gedanken um Menschen in anderen Weltgegenden zu machen. Facebook müsse hart daran arbeiten, das zu verbessern: «Wir müssen eine Welt schaffen, in der jeder einzelne Sinn und Gemeinschaft erfährt – so werden wir die Weltbevölkerung einander näherbringen.

17 Ich weiss, wir schaffen das!» Der Wunsch ist Vater des Gedankens.

Naiv lässt Zuckerberg die Kategorien schwimmen. Er will glauben, dass mehr Quantität auch mehr Qualität bringt.

Das Buch des Lebens

Am jüdischen Versöhnungstag Jom Kippur bat er seine Millionen von Follower um Vergebung dafür, dass Facebook missbraucht worden war, um Menschen zu entzweien statt sie einander näherzubringen. Feierlich legte er das Versprechen ab: «Ich werde versuchen, ein besserer Mensch zu werden. Ich werde daran arbeiten, künftig Besseres zu leisten. Mögen wir alle im vor uns liegenden Jahr besser werden, und mögen all eure Namen Platz im ›Buch des Lebens‹ finden.»

So gesehen ist Facebook nicht mehr und nicht weniger als der Versuch, das Werk zu tun, von dem der Prophet Daniel geschrieben hat und von dem Jesus beansprucht, dass er es zur Vollendung bringt: Dass ins Buch des Lebens geschrieben werden die Namen derjenigen, die glauben, dass ihnen vergeben werden kann. Das aber, sagen die biblischen Schriften im Gegensatz zu Mark Zuckerberg, ist möglich nicht weil sie daran arbeiten, alles besser zu machen, sondern «um des Blutes des Lammes willen» (Daniel 12,1; Habakuk 2,4, Offenbarung 21,27). Die Macht der permanenten abstrakten Vernetzung, mit der Facebook die Menschen in Beschlag nimmt (und wirtschaftlich ausbeutet), lässt sich darum nur so zurückdrängen, wie Jesus das vorbereitet hat: Dadurch, dass Menschen verbunden werden nicht allein durch ihre gemeinsamen Interessen und Überzeugungen, sondern durch das, was sie im Namen Jesu leibhaftig miteinander teilen: Das Brot und den Kelch, durch die Jesus den Seinen Anteil geben will an seinem Leib und Blut. Einen Platz im Buch des Leben findet nicht derjenige, der seinen Facebook-Account nutzt, um

seinen guten Willen kundzutun. Sondern diesen Platz finden alle, die an den Abendmahlstisch treten im Vertrauen darauf, dass Gott sie so sieht, wie es ihnen Christus zusagt: Mit ihm vereint und verbunden durch den Leib, den er für sie gegeben hat, und das Blut, das er für sie vergossen hat, um sie zu reinigen von all dem, womit sie die gut erschaffene Welt beschmutzt und verdorben haben.



Eine junge Frau wirbt 2016 für ihre Stadt Canberra über Facebook (Wikicommons).
Christus und das Buch des Lebens, Galluspforte, Basler Münster, um 1100, Foto Eric Schmidt

Das Internet weiss

Youtube und Google waren der Meinung, dass uns ein amerikanischer Chemiker mit Namen James Tour interessieren könnte.

In den Monaten, in denen wir aufgefordert waren, in unseren Häusern und Wohnungen zu bleiben, haben wir manchmal Vorträge auf dem Internet gehört, oft theologische und noch öfters naturwissenschaftliche. Es ist staunenswert, was für eine Fülle von gut fundierten Erkenntnissen man mühelos leicht in sein Wohnzimmer holen kann! Wer bezahlt diesen wunderbaren Service von Google & Co? Sind unsere Daten tatsächlich so viel wert?

Zunächst ist es einfach nur wohltuend, dass man auf eine so einfache Weise hochkarätige Informationen präsentiert bekommt. Mühelos kann man sich zum Beispiel aufklären lassen über das, was Lise Meitner, Werner Heisenberg oder Richard Feynman gesucht und erkannt haben, kann die Politikwissenschaftlerin Hannah Ahrendt im Interview hören und dann wieder nachsinnen über das, was Archäologen, Theologen oder rührige Journalisten zu berichten wissen über Ausgrabungen im Heiligen Land oder geistige Entwicklungen in der Gegenwart.

Aus unseren Bewegungen im Internet haben die Berechnungsmaschinen den Schluss gezogen, dass sie uns Videos von einem gewissen James Tour vorschlagen sollten. Wir haben dann tatsächlich einmal ein solches Video angeklickt und haben es bis zum Ende angeschaut – und seither noch weitere.



James Tour, Snapshot aus einem seiner Videos

Ein Stich ins Wespennest

James Tour ist einer der bedeutendsten Chemiker unserer Tage. Er wird weltweit respektiert als einer der fähigsten Fachvertreter, insbesondere was das Verständnis und die praktischen Anwendungsmöglichkeiten der Gitterstruktur der Kohlenstoffe und von Nanomaschinen anbelangt. Und er ist ein fröhlicher Mann mit der Fähigkeit, auf eine erfrischende Weise komplizierte Sachverhalte so zu erklären, dass auch ein Laie folgen kann.

Vor einigen Jahren gab er eilig Antwort auf eine Mail: Ja, auch er sei der Meinung, dass die Evolutionstheorie Darwins noch ungelöste Probleme beinhaltet, die der weiteren Forschung bedürfen. Erst nachher realisierte er, dass er

21 dadurch vereinnahmt worden war für die Kritiker der darwinschen Theorie,

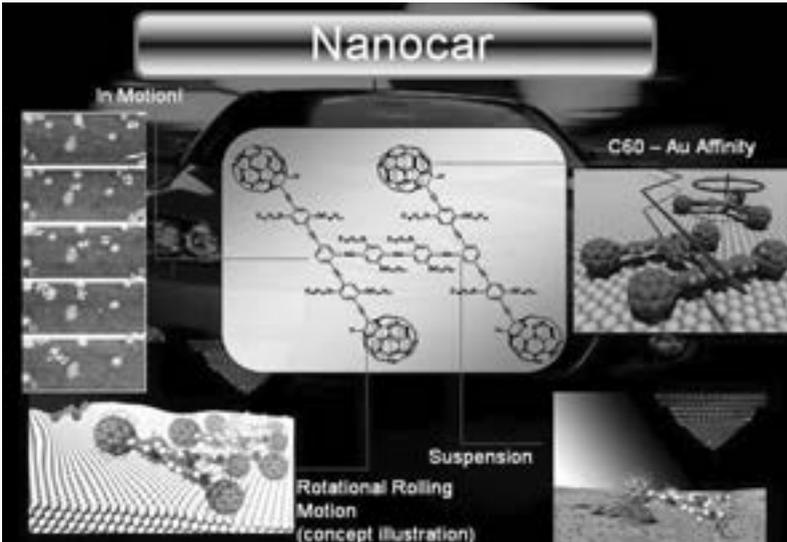
die diese ersetzen möchten mit der Annahme von einem «Intelligent Design». Insbesondere in den USA scheint eine beachtliche Anzahl von Naturwissenschaftlern der Meinung zu sein, dass sich viele Phänomene besser erklären lassen, wenn man davon ausgeht, dass ein intelligentes Wesen die Welt entworfen hat. James Tour legt Wert darauf, dass er selber keinen solchen «Kreationismus» vertritt. Er ist dagegen, dass Gott in die Naturwissenschaft eingeführt wird, und erinnert daran, dass frühere Forschergenerationen manches nicht erklären konnten, für das seither eine natürliche Erklärung gefunden worden ist. So hätten die Kenner der Fakten vormals wahrscheinlich angenommen, es müsse Gott sein, der die Informationen speichere und wieder aktualisiere, während wir heute beschreiben können, wie das durch die DNA auf natürliche Weise geschieht.

Tour realisierte bald, dass er mit seiner Unterschrift zu einem Hoffnungsträger vieler bibelfrommer Menschen avancierte. Er wird seither wieder und wieder zu Vorträgen an Hochschulen und in Gemeinden eingeladen, und er hält auch gern solche Vorträge. Gleichzeitig war er für viele überzeugt säkulare Naturwissenschaftler zu einem Nestbeschmutzer geworden. In den Kommentaren zu seinen Vorträgen wechseln begeisterte Dankbarkeit mit herabsetzenden Bemerkungen, die ihm unlautere Motive unterstellen (er habe sich karrieregeil von den Fundamentalisten kaufen lassen usw.). Die kollegiale Forschergemeinschaft neigt seither dazu, ihn zu mobben. Stillschweigend wird er zu bestimmten Konferenzen nicht mehr eingeladen und erhält keinen Platz mehr in fachwissenschaftlichen Gremien, obgleich er für sie mehr als andere qualifiziert wäre. Dieser Ausschluss aus dem freien Austausch unter Kollegen sei schmerzlich, meint Tour, und vor allem unwürdig und schädlich für den wissenschaftlichen Fortschritt.

Ein Erklärungsmodell mit starken Fundamenten

Gegenüber seinen bibeltreuen Zuhörern betont Tour, dass die darwinsche Evolutionstheorie ein breit abgestütztes und gut fundiertes Erklärungsmodell ist. Sie ist nicht einfach erledigt dadurch, dass sie manches nicht zu erklären vermag. Vielmehr entspricht es dem Wesen einer jeden Wissenschaft, dass Fragen offen sind und dass man weiterforschen muss. Wenn ein Bekenntnis zu dieser Selbstverständlichkeit derart harsche Reaktionen hervorruft, wie Tour sie erfährt, dann ist das allerdings ein Signal: Es zeigt auf beunruhigende Weise, dass eine wissenschaftliche Theorie nicht mehr das ist, was sie sein soll. In der Tat sind Darwins Erkenntnisse für viele viel mehr als ein Erklärungsmodell. Antireligiös überhöht dient die Evolutionstheorie als Argument gegen die biblische Botschaft von der Schöpfung. Deshalb wird ein geradezu religiöses Bekenntnis erwartet, dass diese Theorie – im Unterschied zu allen anderen naturwissenschaftlichen Denkmodellen – unbezweifelbar wahr und endgültig als richtig erwiesen sei.

Tour selber wurde durch diese aufflammenden Reaktionen veranlasst, gründlicher zu studieren, was die Evolutionsbiologen an Fakten zu bieten haben. Er las Forschungsberichte und bat herausragende Fachvertreter um Verstehenshilfe. Mit grosser Lust schreibt er, wie er daraufhin ein «Paper» nach dem anderen zugesandt bekam. Doch beim besten Willen konnte er nicht nachvollziehen, dass diese Forschungsberichte eine Antwort auf die alles entscheidende Frage bieten: Wie nämlich aus anorganischen, chemischen Elementen Leben entstehe – eine erste lebendige Zelle.



Grafische Darstellung eines «Nanocars» in einem Video des Instituts, das Tour leitet. Diese «Maschinen» sind so winzig klein, dass 50 000 von ihnen auf der Breite eines Haares Platz finden würden.

Ein Praktiker erklärt

Tour spricht als ein ausgesprochener Macher. Mit seinen Mitarbeitenden setzt er je wieder komplizierte chemische Prozesse in Gang und experimentiert, bis diese Prozesse – durch überaus fragile Zustände hindurch – zu dem gewünschten Ergebnis führen. Das ist verbunden mit der tagtäglichen Erfahrung, wie präzise diese Prozesse gesteuert werden müssen, wie viele hoch komplexe Eingriffe nötig sind, und wie geringe Abweichungen schon zu einem Misserfolg führen – und wie entscheidend wichtig es darum ist, dass man Protokoll führt und das Manual zur Hand hat, damit man je und je wieder neu beginnen und den Prozess mit winzigen Variationen wiederholen kann. Mit viel Leidenschaft beschreibt Tour das bewundernswert ausdifferenzierte Leben

schon der einfachsten biologischen Zellen, und fragt: Wie sollen chemische Elemente ohne ein eigenes Bewusstsein so etwas erzeugen können? Wenn ihnen doch (wie er mit fröhlicher Anschaulichkeit hinzufügt) das Manual fehlt? Wie sollen sie ohne Handbuch je wieder an den Anfang zurückkehren und die Experimente so oft variieren können, bis endlich alles stimmt?

Wie gesagt: Tour ist ein Praktiker und argumentiert aus dem Schatz seiner alltäglichen Erfahrungen. Man könnte sagen: Er stellt sich vor, dass er die Verantwortung übernehmen müsste für einen chemischen Prozess, aus dem Leben entsteht, und konstatiert: Er selber und alle anderen Fachkollegen auf der ganzen Welt wären vollständig überfordert, wenn sie so etwas simulieren müssten. Immer wieder bricht es aus ihm heraus: *Nobody knows how to do this! Nobody has ever done it! Nobody!*

Die Evolutionsbiologen, meint er, sind in den letzten siebzig Jahren trotz intensiver und bewundernswert sachkundiger Arbeit der Beantwortung dieser Frage um keinen Schritt nähergekommen. Im Gegenteil, meint Tour: Je mehr man verstanden hat von der Komplexität einer biologischen Zelle, umso weiter fort ist die Möglichkeit gerückt, die Entstehung des Lebens im Labor zu simulieren.

Der persönliche Glaube

Tour selber ist ein Jude, der offensiv bekennt: Er glaubt, dass Jesus der Messias ist. Auf seiner Homepage findet sich eine persönlich ergreifende, ernsthafte und doch auch lustige Schilderung seines Weges zum Glauben. Doch er betont, dass nicht sein Glaube der Grund ist für seine Anfragen an die Evolutionsbiologie, und verwehrt sich dagegen, dass Gott in die Naturwissenschaft eingeführt wird, um Unerklärliches zu erklären.

Sein Glaube hat eine andere wohlthuende Konsequenz. In einem besonders leidenschaftlichen Vortrag liess er sich dazu hinreissen, von einem heraus-

ragenden Fachvertreter der Biologie zu sagen, er lüge. Anlass dazu war eine Abbildung von Zuckermolekülen, die offensichtlich falsch waren. Es zeigte sich später, dass diese von der Redaktion der populärwissenschaftlichen Zeitschrift angefertigt worden waren und dass der Fachkollege diese Darstellung zu unsorgfältig gegengelesen hatte. Tour bemerkte aber schon vorher, dass er mit seiner Formulierung eine entscheidende Grenze in jeder fachwissenschaftlichen Diskussion überschritten hatte. Er rief den Fachkollegen an, bat um Entschuldigung und forderte einen Freund auf, ihm einen Dienst zu erweisen: Da er selber weder auf Facebook noch auf Twitter sei, möge doch er die Erklärung verbreiten, in der er ohne Wenn und Aber festhielt, dass seine Ausdrucksweise unangemessen gewesen sei. Der Fachkollege hatte nicht gelogen, sondern die Fachzeitschrift hatte einen Irrtum verbreitet.

Der Glaube aber macht gerecht – nicht so, dass der Gläubige keine Fehler begeht und keine Schuld auf sich lädt. Sondern so, dass er ein Fehlverhalten schnörkellos eingestehen kann und damit ein Klima der gegenseitigen Grosszügigkeit fördert. Allen Wissenschaften und allen Gemeinden und Kirchen ist sehr zu wünschen, dass der Glaube es wieder möglich macht, auf das propagandistische Verwischen der eigenen Fehler zu verzichten und sich zu begegnen mit dem Willen, auf offene Fragen in aller Offenheit Antworten zu geben mit dem, was man weiss, und mit dem, was man nicht weiss. «Weisheit ist das Allerliebste», schreibt Bruder Klaus, «weil sie alle Dinge zum Besten anfängt». Es ist anregend und erfrischend, James Tour zuzuhören. Im Moment ist das leider nur auf dem Internet in englischer Sprache möglich. Gewiss wäre es für viele hilfreich und schön, wenn jemand eine kleine Serie von seinen Vorträgen mit deutschen Untertiteln versehen und auf dem Internet zugänglich machen könnte – und vielleicht sogar Wege findet, dass auch diejenigen daran teilhaben können, die noch ohne einen Internetzugang leben.



In den zweiundzwanzig Jahren, in denen Beat Weber Pfarrer im emmentalischen Linden war, hat er immer wieder mit der Hilfe von Jeremias Gotthelf gepredigt. Er hat den reichen, farbigen Stoff seiner Romane und Predigten fruchtbar gemacht für das, was wir auch heute aus dem Evangelium schöpfen möchten. Die Früchte dieser Arbeit hat er nun zusammengetragen in einem Buch, das erschienen ist unter dem Titel:

*« Wenn keine Religion mehr ist, da geht alles auseinander... »
Den anderen Jeremias Gotthelf neu zu Wort kommen lassen
(Thun: Mosaicstones, 2020).*

In diesem Buch stellt er biblische Texte und Auszüge aus dem Werk Gotthelfs zusammen, so dass die Leserinnen und Leser ohne grosse Mühe einen Überblick bekommen über wichtige Themen, die von der Bibel vorgegeben sind und die Gotthelf mit seiner packenden Sprache anschaulich macht.

Insbesondere für jeden Prediger ist das ein Hilfsmittel, aus dem sich viel Erhellendes schöpfen lässt. Nach meiner eigenen Erfahrung sind damit auch Lebensfragen in plastische Bilder gepackt, die man im Religions- und Konfirmandenunterricht verwenden kann. Dies auch, weil die wichtigsten Romane von Franz Schnyder verfilmt worden sind in einer Bildsprache, die nun Jahrzehnte später verfremdend alt, aber nicht altertümlich verstaubt wirkt. Ich war überrascht, dass diese Filme von den Jugendlichen in Basel fast noch positiver aufgenommen wurden als in Hundwil.



Screenshot aus dem Film «Ueli der Knecht»

Beat Weber bietet in seinem Buch Zusammenfassungen der Hauptwerke Gott-helfs, kurze Skizzen der Hauptpersonen und knappe Überblicke über die

theologisch wichtigsten Szenen. Das ist im Alltag der pfarramtlichen Pflichten eine unschätzbare Hilfe! Er selber ist auf Anfrage bereit, an Seniorennachmittagen oder Gemeindegängen daraus vorzutragen. Denn es ist ja zu hoffen, dass das Werk Gotthelfs auch in den kommenden Generationen noch wieder gute Früchte trägt zum Segen unseres Landes!

Denn zweifellos ist Gotthelf einer der grössten Dichter aus dem deutschen Sprachraum. Mit Worten, die weich und lustvoll und gestochen scharf zugleich sind, kann er Personen und Szenen unmittelbar ergreifend ins Herz seiner Leser tragen. Der Bogen, den seine grossen Romane aufspannen, ist weit und trägt. Und er bietet Platz für viele Miniaturen, die zum Verweilen einladen. Gerade in unserer Zeit, in der moralische Empörungswellen sich vermischen mit einem verlogenen Verständnis für alle und alles, macht es Gotthelf möglich, die Lebensrealitäten wieder wahrzunehmen, wie sie sind. Zwar ist das Licht, das er auf die Menschen wirft, oft zu grell. Doch das wird mehr als nur korrigiert durch den Gang der Erzählung, die getrieben ist von dem Versprechen, dass alles sich zum Besseren, ja sogar zum durch und durch Guten wenden kann.

Beim Lesen der Zusammenstellungen, die Beat Weber uns bietet, habe ich mir die Frage gestellt: Weshalb ist das Werk Gotthelfs nicht stärker präsent? Warum hat es im Moment eher die Ehre von einem respektablen Museumsstück? («Er predigt wie Gotthelf», heisst es, wenn ein Pfarrer etwas markant formuliert.) Weshalb haben die Lebenslust und die mahnenden Weisheiten Gotthelfs so wenig Einfluss auf das, was man in unserem Land heute denkt und will – trotz der Hörspiele, die einst Gassenfeger waren, und der Filme, die bis heute in manchem Wohnzimmer noch immer manchen Menschen zu Tränen rühren?

29 Ich habe auf diese Frage zwei vorläufige Antworten.

Unser Alltagsleben und die biblische Klarheit

Zum einen, ganz einfach: Ein wichtiger Link in den Erzählungen Gotthelfs stimmt weder mit dem Leben noch mit dem Bibelwort überein. In den grossen Werken Gotthelfs werden die Hauptpersonen im richtigen Moment erschüttert durch ein Unwetter oder einen Unglücksfall, oder es taucht unerwartet ein Wohltäter und Retter auf. Es ist, als würde sich die grosse alttestamentliche Geschichte von Gericht und Gnade in den kleinen Geschichten der emmentalischen Bauerndörfer wiederholen. Das aber ist nach allem, was wir im Leben unserer Zeitgenossen beobachten, nicht der Fall, und es ist in der Bibel auch nicht gesagt, dass dies so der Fall sein sollte.

Insbesondere die neutestamentlichen Schriften erzählen nicht von Naturereignissen, durch welche die Menschen zur Besinnung kommen. Sie berichten von Wunderzeichen, die Jesus getan hat. Diese Wunder erregten eine erschrockene Aufmerksamkeit (oder sie wurden geistlich disqualifiziert als Teufelszeug). Dann aber berichtet das Neue Testament, wie sich das Evangelium auch ohne solche Zeichen einen Weg zu den Menschen bahnte, indem seine Prediger es kontrastiert haben mit dem, was sich als Denk- und Erklärungsmodelle etabliert hatte. Zunächst waren es die grossen Erzählungen und die Gesetzesvorschriften, die in den Synagogen bedacht und eingeübt wurden, die von den Predigern des Evangeliums neu gedeutet wurden. Jesus in der Synagoge und Stephanus vor dem Hohen Rat sind die herausragenden Beispiele dafür. Und bald schon waren es die religiösen und philosophischen Traditionen der antiken griechischen und römischen Welt, die den Aposteln Anlass für unerwartete Deutungen gaben. Paulus auf dem Aeropag hat das beispielhaft getan. Mit einer langen Serie von Predigten, die argumentativ in diese Denk- und Verhaltensmuster griffen, hat das Evangelium sich Glauben geschaffen. Dieses argumentative Bemühen spielt in den Romanen Gotthelfs

fast keine Rolle. Es ist richtig, wenn Beat Weber – gegen den Kollegen Knellwolf – festhält, dass Gotthelf ein bewundernswerter Erzähler, aber trotz seiner theologischen Sensibilität kein Theologe ist, der das Entscheidende von präziseren theologischen Argumenten erwartet.



Eine Generation nach Gotthelf stellte Vinzenz van Gogh das bedrückende Leben im ländlichen Pfarrhaus gegen die Lebenslust in der Stadt: Die alte Familienbibel, über der das Licht erloschen ist, kontrastiert mit Émile Zolas «La joie de vivre», 1885

Land gegen Stadt

Das andere: Gotthelf spielt in seinem Werk das ländliche Leben gegen das städtische aus. Zwar ist für ihn auch das Leben in den Bernischen Bauerndörfern alles andere als eine heile Welt. Aber es ist doch eine Welt, die heil werden kann. In der Stadt aber, wie er sie skizziert, verfangen sich lauter gsta-
31 bige Ichs in abgehobenen, lebensuntauglichen Ideen. Gotthelf weiss nichts zu

erzählen von bewundernswerten Leistungen, die mit technischen Erfindungen, expandierendem Handel und einträglichen Bankgeschäften verbunden sein können. Das städtische Leben erscheint bei ihm nur als eine Quelle von verführerisch falschen Versprechen. Es ist die Negativfolie, vor der die Berufung zum wahren Menschsein im Verwachsensein mit Land und Tieren umso heller leuchtet. So bringt Gotthelf zwar alles zur Sprache, was die Bibel über die Gefahren einer arroganten städtischen Kultur zu sagen hat: Die Stadt, die Kain baute, der Turm zu Babel und die Hure Babylon. Dass aber der Duktus der ganzen biblischen Botschaft trotzdem auf das Ziel einer heiligen Stadt zudrängt, bekommt in Gotthelfs Werk keinen Raum. Er lobt Bruder Klaus mit wunderbar präzisen Worten – ohne etwas darüber zu sagen, dass das wichtigste Werk von Bruder Klaus die Friedensvermittlung zwischen Stadt und Land war.

So bleibt Gotthelfs Werk eigenartig stumm gegenüber den rasanten technischen Entwicklungen der letzten Jahrhunderte. Es schildert plastisch die Gefahren, die damit verbunden sind. Doch es vermag dem Einsatz der Menschen, die für den Triumph der modernen Techniken gesorgt haben, keine Ehre und Würde zuzusprechen. Die Faszination, die von der Moderne ausgeht, und das Lebensopfer vieler hochbegabter Menschen, die viele offenkundige Verbesserungen ermöglicht haben, erhält in Gotthelfs Werk kaum Resonanz. Dadurch droht verloren zu gehen, was Gotthelf drängend aktuell zu den Gefahren und Fehlentwicklungen der Moderne zu sagen hat.

Der nachfolgende Auszug aus dem Buch von Beat Weber soll zeigen, wie in ihm die referierende Zusammenfassung und gekonnt ausgewählte Zitate einen leichten Zugang zu Gotthelfs seelsorgerlicher Kunst erschliessen.

Ein Predigtgang führt zu Umkehr und neuem Hausfrieden

Am Sonntag vor Pfingsten kommt es in Liebiwyl beim Morgenessen zwischen den Eheleuten zu einem heftigen Streit, in den auch ihre Kinder hineingerissen werden. Er endet damit, dass jedes für sich vom Tisch geht und das Essen zurückbleibt. Änneli macht sich auf zur Kirche, begehrt allerdings niemandem zu begegnen und kommt so erst nach dem Verläuten der Glocken in die volle Kirche. Man sieht sie in der Schnyder-Verfilmung zögernd das Würzbrunnen-Kirchli betreten. Es ist eine arme Taunersfrau, die der angesehenen, aber elenden Bauersfrau die Himmelstür zur Barmherzigkeit Gottes einen Spalt breit auftut. Sie winkt sie zu sich, rückt zur Seite und lässt sie neben sich Platz nehmen. Änneli wird diese einfache Geste zum Gotteszeichen, dass ihr im Himmel trotz Schuld und Not doch ein Plätzchen geschenkt werde. Ihre Bitterkeit beginnt sich zu lösen. Und bei der Predigt ist es Änneli, als hätte der Pfarrer in ihr Herz gesehen und die Worte an sie allein gerichtet. In der Predigt vernimmt sie die Stimme Gottes, der sie direkt anspricht.

Christen dagegen hatte sich zurückgezogen, um nachzusinnen; aber es war ihm nur schwer geworden. Die klaren Worte des Evangeliums, die seine Frau vernommen, fehlten.

Das Mittagessen verläuft ruhig, aber angespannt. Am Nachmittag macht Änneli, die allein daheim bleibt, den «Kehr» ums Haus. In der Schönheit des Himmels und der Landschaft wirken die Worte der Predigt nach.

So ging ihr auf ihre Schuld, und ihres Elendes Anfang suchte sie nicht mehr im Verlust der fünftausend Pfund, welche mehr dem Manne als ihr zur Last fielen, sondern im Zerreißen des geistigen Bandes, welches so lange ihre Seelen in Treue und Liebe zusammengehalten hatte, und dieses Zerreißen war ihre Schuld. Diese Erkenntnis, die fast wie ein Blitz durch ihre Seele fuhr, erschütterte Änneli tief. Das hatte sie

nicht gesehen, nicht begriffen, und lag es ihr doch so vor den Füßen! Sie fühlte aber auch, dass sie gutmachen müsse, was sie gefehlt, bekennen müsse ihre Schuld, es ward ihr so recht von ganzer Seele klar, dass nur dem, der seine Sünden von Herzen bekenne, könne vergeben werden.

In Änneli war es neu geworden, und die neue Zuversicht zeigte sich beim Abendessen. Wie schon lange nicht mehr, kann sie Christen mit freundlichen Worten begegnen. Dabei tut sie ein erstes kleinen Zeichen, dass nun auch das erkaltete Herz des Christen aufzutauen beginnt:

Was sie lange nicht getan, tat sie wieder, sie schenkte selbst den Kaffee ein und Christen zuerst; dann kam sie mit der Milch, und weil sie wusste, wie Christen die Milchhaut liebe, nahm sie ihr Messer und schob die meiste ihm in sein Kacheli.

Ein Zweites geschieht beim abendlichen Ins-Bett-Gehen. Bevor es zur Versöhnung kommt, muss Änneli jedoch einen geistlichen Kampf durchstehen bis endlich die Fesseln des Unheils gesprengt sind und der Frieden einkehrt.

Da sass sie lange und wollte wieder beten wie ehemals, aber enger und enger ward es ihr um die Brust. Die Worte wollten den Durchgang nicht finden. Da wandte ihre Seele sich mit einem unaussprechlichen Seufzer zu Gott empor: «Vater, hast du mich verlassen!» Da wars, als versinke ein finsternes Unwesen, das drohend vor ihrer Seele gestanden, als sprängen Ketten, die um ihre Brust geschlungen; frei ward das Wort in ihrem Munde, und langsam und bebend, aber inbrünstig und deutlich begann sie zu beten: Unser Vater und so weiter.- Beim ersten Ton aus Ännelis Mund fuhr Christen zweg, als hätte der Klang der Feuerglocke sein Ohr getroffen, dann sass er auf, dann rangen sich auch Töne aus seiner Brust, er betete mit, und als Änneli die

Bitte betete: «Vater, vergib mir meine Schulden, wie auch ich meinen Schuldnern vergebe», und nun das Weinen über sie kam und sie erschütterte über und über, und ihre Stimme nur ein Schluchzen ward, da weinte er mit, und weinend betete er das Gebet zu Ende. Und es ward ihnen, als wenn das Gebet die Sonne wäre, und schwarzer Nebel hätte sie umlagert, dass eins das Gesicht des andern nicht mehr hätte sehen können. Nun aber kam die Sonne über den Nebel, und ihre Strahlen brachen, spalteten ihn, er zerriss ... Das heilige Schweigen brach zuerst Änneli, sich ausklagend und um Verzeihung bittend, aber Christen antwortete: «Du hast nichts zu bitten, ich bin an allem schuld, hätte ich dir gehorcht, so wäre alles nicht begegnet.» Wunderbar war es jedem, wie das Herz des andern so weich war und so voll Liebe und so ganz anders gesinnet, als man es gedacht, und dass es nur ein Wörtlein gebraucht zur Einigung.

Angaben zum Buch und seinem Bezug:

- Beat Weber, «*Wenn keine Religion mehr ist, da geht alles auseinander...*» Den anderen Jeremias Gotthelf neu zu Wort kommen lassen, Thun: Mosaicstones, 2020; 180 S. mit Abb.; fester Einband mit Lesebändel. Fr. 2750/2350 (zuzügl. Porto/Verpackung).
- Bezug: Bei Ihrem Buchhändler, im Verlagsshop (dort auch die Möglichkeit, Einblick in die Anfangsseiten zu nehmen: <https://www.mosaicstones.ch/wenn-keine-religion-mehr-ist-da-geht-alles-auseinander>) oder direkt beim Autor (nur in der Schweiz: 1 Ex. mit Widmung: Tel. 061 543 10 71 oder weber-lehnerr@sunrise.ch)

Auf Weihnachten erhielt ich von einem Pfarrkollegen, den ich sehr schätze, einen mahnenden Brief. Er erklärte mir, warum mein Engagement für die Stiftung Bruder Klaus ein schwerwiegender Fehler sei. Es ist das erste Mal, dass ein Kollege mir eine derart offene und theologisch fundierte Kritik zu Teil werden lässt.

Die Stiftung Bruder Klaus:

Ein privates Hobby oder ein irreführendes Unternehmen?

Bislang habe ich in aller Regel zu spüren bekommen, dass es den allermeisten Pfarrerinnen und Pfarrer mit dem Bruder-Klausen-Brief so geht, wie es Bundesrat Couchepin mit ihm ergangen ist: «Damit kann ich nichts anfangen», sagte er, und damit war die Sache für ihn erledigt. Das Ich ist die massgebliche Instanz, und die Frage, was sich brauchen lässt entscheidet über den Umgang mit dem geschichtlichen Erbe. Auch die meisten Theologen sehen ganz einfach keinen Grund, sich ernsthaft mit einem Dokument zu beschäftigen, das auf den ersten Blick keinen Nutzen bringt für sie. Als ich im Appenzeller Pfarrkonvent allen Kolleginnen und Kollegen mein Buch über Bruder Klaus als Geschenk anbot, wollten nur gerade zwei eines haben.

Viel schmerzlicher war und ist, dass ich auch von den Kollegen, die gegen den Strom der Zeit treu am Evangelium festhalten und es mit viel Liebe weitergeben möchten, die ganze Zeit einen stillen Vorbehalt gegenüber dem Anliegen der Stiftung zu spüren bekommen habe. Nun hat endlich einer dieser Kollegen diese bislang unausgesprochenen Vorbehalte in ein offenes Wort gefasst. Dafür bin ich ihm sehr dankbar (und habe ihm das auch so geschrieben). Es gab mir die Möglichkeit, noch einmal zu prüfen, ob es richtig war, dass ich mich in diese Aufgabe hineinführen liess. Sind die Gründe, die mich dazu bewogen haben, tatsächlich tragfähig? Oder habe ich mich getäuscht, wenn

ich durch kurze Erfolge, schwere Zweifel, Zeiten der Ermüdung und Ratlosigkeit und unerwartete Neuanfänge hindurch je wieder zur Überzeugung gekommen bin, dass ich mit der Stiftung Bruder Klaus einen schweren, aber schönen und wichtigen Auftrag von Gott bekommen habe?

Auch viele andere sind diesen Weg mitgegangen und haben mit ihrem beharrlichen Einsatz und ihren Spenden und ihren Gebeten dazu beigetragen, dass die Stiftung ihren Auftrag weiterführen konnte. Im Verlaufe der Jahre wurde es auch für sie immer klarer, wo genau sich welche Schwierigkeiten aufbauen, und auch sie haben sich gewundert, warum trotz allem Verwirrenden je wieder die Hoffnung auflebte, dass das alte Wort den Trost und Frieden des Evangeliums in die überspannten Erwartungen unserer Zeit tragen könne.

Deshalb scheint es mir richtig, wenn ich den Leserinnen und Lesern des Mitteilungsblattes Anteil gebe an der kollegialen Kritik und gleichzeitig erkläre, weshalb diese mich am Ende bestärkt hat in der Überzeugung, dass die Stiftung im Dienst einer guten, wichtigen und verheissungsvollen Aufgabe steht. Ich tue das, ohne den Namen des Kollegen zu nennen. Denn es geht ihm und mir nicht um unsere Person, sondern um das Recht und die Wahrheit des Gotteswortes. Er kennt meine Kritik seiner Kritik; ich habe sie ihm vor einem Monat in einem persönlichen Schreiben zukommen lassen.

Die radikale Kritik

Mein Kollege erachtet es als verfehlt, einem Christen aus Obwalden aus dem 15. Jahrhundert derart viel Aufmerksamkeit zu schenken. Niklaus von Flüe, schreibt er, ist für uns Protestanten eine Figur, die abseits steht. Er hat als öffentlicher Mediator unserem Land zwar zeitweilig Ruhe verschafft und viele Menschenleben vor dem Tod in einem Bürgerkrieg bewahrt. Damit ist er vergleichbar mit Führungspersönlichkeiten wie Charles de Gaulle oder Winston

Churchill, die in der jüngeren Vergangenheit überzeugen konnten. Doch mit ihrem Werk ist die Mission solcher Persönlichkeiten abgeschlossen. «Klaus von Flüe war kein Lehrer der Kirche, sondern wurde in Dienst genommen, mit seiner Stimme in besonderer Situation einzugreifen: eine wichtige Angelegenheit, die Gott ihm anvertraut hat. Damit ist seine historische Aufgabe glanzvoll beendet und vollendet.»

Wenn wir solchen einzelnen «Persönlichkeiten» zu viel Kraft und Aufmerksamkeit widmen, warnt mein Kollege, dann laufen wir Gefahr, von der Tradition der grossen Lehrer der Kirche abgerissen zu werden. Das lähmt. Es gilt, nicht auf einen einzelnen Menschen zu achten, sondern auf die begnadeten theologischen Lehrer der Kirche, die wie Augustin, Chrysostomus oder Bullinger den allgemeinen, rechten Glauben vor Einseitigkeiten bewahrt haben. Diese Grosse Tradition weiterzuführen, meint mein Kollege, sei die zentrale Aufgabe von uns Theologen. Gerade weil viele Berufstheologen an der Universität diesem Auftrag untreu geworden sind!

Im Detail kritisiert der Kollege dann das kleine Heft, mit dem wir für den Besuch der Ausstellung in Hundwil werben. Es sei falsch, Europa auf den Raum der EU zu reduzieren, und es sei irreführend, von der Kirche zu schreiben, ohne klarzumachen, dass die einzig nennenswerte Kirche das Volk Gottes ist, die eine, heilige, apostolische, katholische Kirche, an die wir glauben. Diese kritischen Anmerkungen werden verschärft von dem unerhört schwerwiegenden Vorwurf: «Deine Formulierung «Aus Liebe» ist zu allgemein populär unverbindlich, nicht von Gottes Wort her gesprochen.» Was könnte verwerflicher sein, als wenn ich den Auftrag der Stiftung «nicht vom Wort Gottes her» zu erfüllen versuchen würde?

Meine Kritik der Kritik

Nachdem ich die Argumente meines Kollegen mehrmals erwogen habe, formuliere ich deshalb nun meine Kritik an dieser Kritik. Ich tue das mit der Zuversicht, dass das Anliegen der Stiftung dadurch noch einmal klarer zu greifen und zu verstehen ist.

Das Wort, nicht die Person

In der Kritik meines Kollegen zeigt sich zuerst noch einmal das grosse Missverständnis, das die Stiftung von Anfang an begleitet. Der Stiftung ist es nie um die Person Niklaus von Flüe gegangen. Dem Heiligen- und Personenkult dienen andere (auch protestantische Kollegen). Auf dem Titelblatt des Heftes, mit dem wir zum Besuch der Ausstellung einladen, heisst es ganz prominent: «Bruder Klaus schreibt». Wie kann man das überlesen? Ganz ausdrücklich geht es der Stiftung um das, was uns Protestanten das grösste Anliegen sein muss: Das Wort, das Wort, das Wort, schreibt Luther polemisch. Laut ihrem Statut ist die Stiftung dem geistigen Gehalt des Briefes verpflichtet, den Bruder Klaus diktiert und gesiegelt hat, und dem Vertrauen in die Klarheit der Schrift, wie es Martin Luther neu zur Geltung gebracht hat.

Doch ob uns das passt oder nicht: Das Wort lässt sich nicht trennen von der Person. Sobald jemand etwas sagt oder schreibt, das unbequem ins Leben greift, erhebt sich der Streit, ob man darauf hören muss oder nicht. Und das verbindet sich unweigerlich mit der Frage: Ist diese Person glaubwürdig? Hat sie das Recht, uns etwas zu sagen? Nicht nur äusserlich, sondern innerlich durch ihre Stellung und ihre geistige und moralische Autorität? Wenn eine Aussage Unbequemes fordert, dann greift man gern zum Kampfmittel, die Person in Frage zu stellen. Denn bei jedem Menschen findet sich vieles, das man völlig zu Recht kritisieren kann.

Auch zur Reformationszeit wurden darum die Personen schlecht gemacht. Dadurch wollte man wegwischen, was sie neu zur Sprache brachten.



Martin Luther als siebenköpfiges Ungeheuer. Flugschrift aus dem Jahr 1529 (Wikicommons)

Darum sind alle Prediger und Lehrer gefordert, sich zu üben in der Kunst, die der Apostel Paulus so meisterhaft beherrscht. Er verteidigt die Glaubwürdigkeit seiner Person und macht gleichzeitig klar: Es geht nicht um sie. Sondern um ihr Wort: «Wir verkündigen nicht uns selbst, sondern Jesus Christus, dass er der Herr sei» (2. Korinther 4,5). Um das geht es auch der Stiftung: Nicht um die Person von Niklaus von Flüe, sondern um sein Wort, das aufzeigt, wie Jesus Christus herrscht, und das den Dank dafür in einen mahnenden Zuspruch giesst!

Ein grundlegendes und wegweisendes Wort für die Schweiz

Der Brief von Bruder Klaus aber erinnert nicht an eine Episode in ferner Vergangenheit, bei der ein Einsiedler ein lobenswert gutes Werk vollendet hat! Sondern der Brief ist eine Antwort auf den Dank, den Niklaus empfangen durfte, nachdem er das Stanser Verkommnis vermittelt hatte. Das Stanser Verkommnis wiederum ist nicht irgendein Bund unter vielen anderen. Es ist vielmehr das erste eidgenössische Bündnis mit verfassungsrechtlichen Qualitäten (wie auch die säkularen Geschichtswissenschaftler feststellen). Insbesondere wurde erst mit diesem Bundesschluss der Gegensatz zwischen Stadt und Land überwunden (was heute wieder besonders aktuell ist). So gesehen ist der Brief von Bruder Klaus die erste, authentische Reaktion auf die Gründung der Eidgenossenschaft.

Dieser Brief ist tatsächlich kein theologisches Lehrwort. Mit wegweisenden theologischen Lehrschriften haben andere, diesbezüglich viel höher Begabte der Kirche gedient. Niklaus hat nie den Anspruch erhoben, so etwas bieten zu können. «Nid meh», schreibt er erschrocken, nachdem er die gut 300 Worte an die Berner Ratsherren diktiert hat. Diese Worte sind ein so aussergewöhnliches Dokument, nicht weil sie eine wichtige theologische Erkenntnis darlegen. Sondern weil sie im Namen Jesu den Dank und die Mahnung ausformulieren, die derjenige den Verantwortungsträgern mitgeben wollte, der in der entscheidenden geschichtlichen Stunde die Grundlagen für die werdende Schweiz zu legen half.

Und da frage nun ich mit polemischer Schärfe: Was hat ein Pfarrer für ein Interesse, das kleinzureden? Damit stellt er sich in den Dienst derer, die unser Gemeinwesen ganz bewusst von seinen jüdisch-christlichen Grundlagen abtrennen wollen. Im 19. Jahrhundert hat man darum die Geschichte der Schweiz umgeschrieben. Der Friede von Stans wurde ersetzt mit dem

Bundesschluss vom Rütli. Der deutsche Idealist Friedrich Schiller lieferte dazu passend die Verehrung für den «Retter von uns allen», Wilhelm Tell. Bis heute haben die linksliberalen Theoretiker alles Interesse, den massgebenden Einfluss des Evangeliums auf unser Land kleinzureden. Aber weshalb ein Pfarrer?

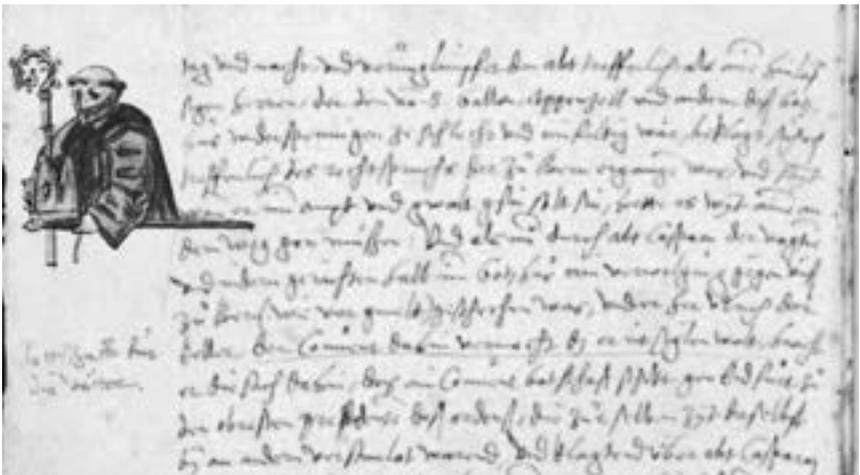
Was soll der Vergleich von Bruder Klaus von Flüe mit de Gaulle und Churchill? Keiner von ihnen hat je einen Brief geschrieben, der mit dem Gruss im Namen Jesu beginnt. Keiner hat wie Bruder Klaus ohne jede politische und militärische Macht gewirkt, nur mit dem Wort. Keiner konnte deshalb für einen glücklichen Friedensschluss danken mit Worten, die vom Bibelwort durchtränkt sind. Warum verweigern sich Kollegen, die doch den Namen Jesu liebhaben, diesem Faktum? Welches Interesse bewegt sie, das aussergewöhnliche Geschehen, das zum Frieden von Stans führt, in das Grau in Grau einer gottlos geschriebenen Geschichte zu tauchen – und den Brief von Bruder Klaus mit Schweigen zu übergehen?

Das ist und bleibt für mich ein schmerzliches Rätsel.

Lehre und Geschichte

Die grossen Lehrer der reformierten Kirchen in der Schweiz, Bullinger und Vadian, wussten – im Gegensatz zu ihren heutigen Interpreten – dass das Volk Gottes nicht nur von der richtigen Lehre lebt. Gewiss braucht die Kirche lehrende Zusammenfassungen des Evangeliums, und es ist wichtig, dass wir uns ihnen widmen, so dass sie unsere Bibelauslegung vor Einseitigkeiten bewahren! Doch Bullinger und Vadian war klar: Das Volk Gottes muss auch mitvollziehen können, wie das Wort Gottes zu ihm gekommen ist. Die Gläubigen müssen wissen, was das Evangelium im Wandel der Zeiten gewirkt, wie es die Getauften gesammelt, mit Frieden begabt und ihr Zusammenleben geformt hat.

Anders gesagt: Nicht nur die Dogmatik, sondern auch die Kirchengeschichte ist nötig, damit die Kirche Jesu Christi ihren Auftrag recht verstehen kann. Bullinger und Vadian haben darum beide nicht nur Lehrschreiben über den rechten Glauben verfasst. Sie haben auch mit grossem Einsatz die Geschichte der Kirche an ihrem Ort geschildert. Zu diesem Zweck hat Bullinger sich eine Abschrift des Briefes von Bruder Klaus besorgen lassen. Für ihn stand dieser Brief nicht für ein abgeschlossenes Werk in der Vergangenheit, sondern für einen wichtigen Schritt auf dem Weg, den Gott sein Volk führen will.



aus der «Grossen Geschichte der Äbte» von Joachim Vadian, 1529, e-Codices

Kurz: Beides gehört für die Reformatoren untrennbar zusammen:

Die Glaubenslehre und die Kirchengeschichte: Nur aus diesen beiden Quellen können wir das Wort Gottes so verstehen, wie es verstanden sein will.

Jeremias Gotthelf hat anschaulich beschrieben, wie die Glaubenslehre allein

ze wie Zauberformeln vor sich herplappert. Gotthelf hat diesen Hang zum abstrakt Lehrmässigen zu korrigieren versucht mit seinen Erzählungen aus dem Bauernstand. In unserer Zeit gilt eher umgekehrt: Die Konzentration auf das Erzählerische im Religionsunterricht führt dazu, dass unsere Gemeindeglieder keine nüchterne Urteilskraft mehr haben. Denn, nochmals: Beides ist nötig: Die zusammenfassende Lehre und die Erzählung von dem, was das Gotteswort unter uns Menschen gewirkt hat.

Darum, meine ich, ist die Besinnung auf den Frieden von Stans und das mahnende Wort von Bruder Klaus von Flüe gerade heute besonders verheissungsvoll: Es befreit uns von abstrakten Wahrheitsansprüchen, aber auch von dem Korsett der öden Fragen nach Kosten und Nutzen. Es trainiert uns in der Kunst, die Erkenntnis des Evangeliums aus beidem zu schöpfen: Aus dem, was in der Zeit geschehen ist und geschieht – und aus den Worten, die den Wechsel der Zeiten überdauern und uns sagen, was jede Generation fordert und trägt.

Der berechtigte, hoch aktuelle Anspruch der Stiftung Bruder Klaus

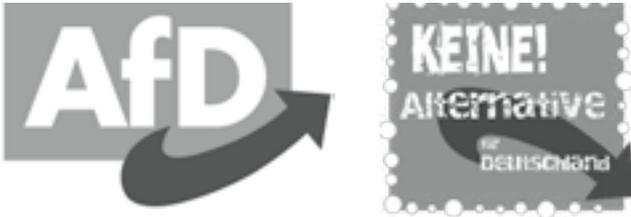
Diesen beiden Anliegen dient die Stiftung Bruder Klaus seit ihrer Gründung. Sie bittet um Aufmerksamkeit für den Brief von Bruder Klaus, nicht weil Bruder Klaus eine bewundernswert gute Person ist. Sondern weil in seinem Brief die biblische Botschaft eine Zusammenfassung bekommen hat, die in unserem Land mit einem innersten Recht Gehör für sich beanspruchen darf. Denn dieser Brief ist nicht zu irgend einem beliebigen Zeitpunkt verfasst worden. Sondern, nochmals: Er ist die unmittelbare Antwort auf den Dank dafür, dass die Friedensordnung für die Schweiz gelegt worden war. Was aber könnten wir heute Besseres tun, als um Aufmerksamkeit zu werben für ein Wort, in dem die Bibelworte so präzise zum Leuchten kommen? Nicht aus eigener

Anmassung, sondern wohl begründet durch die aktenkundige Geschichte unseres Landes darf die Stiftung darauf drängen, dass unsere Zeitgenossen sich die Zeit nehmen, die nötig ist, um die biblische Botschaft neu zu hören, so aktuell wie sie heute wieder an die Türen der Gemeinden und Herzen klopft. Ob jemand «damit etwas anfangen kann» oder nicht: Wer immer nicht sich selber zum Massstab machen will für unser Zusammenleben, ist gefordert, unsere gemeinsame Geschichte zu respektieren und sich darum etwas sagen zu lassen von dem, was uns in Schicksalszeiten gegeben worden ist.

Zum Schluss dieser Kritik der Kritik sei noch einmal klar und deutlich festgehalten: Ich bin von Herzen dankbar für den Brief, der endlich offen ausformuliert, was die Stiftung während Jahren nur in der Form von einer beharrlichen, stillschweigenden Distanzierung begleitet hat. Das hat mich gedrängt, noch einmal präziser herauszuarbeiten, wie wohl begründet die Ziele der Stiftung sind. Umso willkommener ist darum auch weiterhin jede Kritik am praktischen Vorgehen der Stiftung! Denn dass ich dem allzu grossen Auftrag der Stiftung nicht gerecht werde, spüre ich selber gut. Doch eine hilfreiche Kritik sollte aufzeigen – nicht dass wir uns zu Werbezwecken Vereinfachungen erlauben. Sondern dass wir wichtigen Aspekten des Bibelwortes nicht gerecht werden und grundlegende Aussagen der heiligen Schrift zudecken, verdrehen oder missbrauchen. Bis eine solche am Bibelwort ausgewiesene Kritik uns zum Umdenken nötigt, versuchen wir uns selber an das zu halten, was der Apostel fordert: Nicht über das hinaus, was geschrieben steht (1. Korinther 4,6)!

Bernhard Rothen

Im Niklaushuus in Lausen BL, Kirchstrasse 15



Samstag, 20. März 2021, 14 Uhr

«*Den offenen Sünden soll man widerstehen*»

Glanz und Elend der Neuen Rechten: Bietet die AfD die Möglichkeit für kritischen Protest – oder ist sie echt gefährlich?

Eine Einschätzung der kulturellen und politischen Lage Europas

Mit Prof. Dr. Harald Seubert, Basel

neue
Struktur
Reformierte
Kirche Zürich

Samstag, 29. Mai 2021, 14 Uhr

«*Darum sollt ihr schauen, dass ihr einander gehorsam seid*»

Kirchenreform zwischen Aktivismus und Resignation. Erfahrungen aus der Zürcher Landeskirche. Pfr. Willi Honegger, Bauma.



Studententag Samstag, 12. Juni 2021

«Das Heil kommt von den Juden»

10 bis 12 Uhr: «Der Name Jesu sei euer Gruss»

Wenn ein Fremder uns Heimat gibt. Christus ruft und schickt zurück

14 bis 16 Uhr: «Schauen, dass ihr einander gehorsam seid»

Leben in den Schemen, die vergehen

Ort noch offen

Ob die Zusammenkünfte stattfinden können, ist weiterhin ungewiss. Bitte informieren Sie sich auf unserer Homepage oder per Telefon.

Gottesdienste

Samstag, 20. März 2021, 17 Uhr, Kirche Lausen BL

Karfreitag, 2. April 2021, 10 Uhr: Abendmahlsgottesdienst,

Kirche Hundwil AR. 14 Uhr: Kreuzweg zur Ahornkapelle.

Besammlung beim Gasthaus Lehnen

47 Samstag, 29. Mai 2021, 17 Uhr, Kirche Lausen BL



Sommertage im Flüeli-Ranft

Freitag, 27. bis Sonntag, 29. August 2021

«Der Name Jesu sei euer Gruss»

Fragen und Anmeldung an:

Brigitte und Daniel Zeller, Stiftung Bruder Klaus,

Postfach 436, 3770 Zweisimmen,

info@stiftungbruderklaus.ch, Tel. 033 722 32 00, Fax 033 722 39 80



Das Weihnachtsgeschenk

Leider um einige Wochen verspätet ist das Buch erschienen, das mit Bildern aus alten Chroniken und Fotos vom Ort des Geschehens die Geschichte erzählt, wie Bruder Klaus kurz vor Weihnachten den Frieden von Stans gestiftet hat.

Das Buch ist beim Sekretariat der Stiftung erhältlich zum reduzierten Preis von Fr. 20.–.

Erste Reaktionen:

Jetzt versteht man, wie alles zusammenhängt.

Das ist für mein Empfinden ein Volltreffer. Mir ist als erstes das Foto vom Rütli in Richtung Brunnen ans Herz gegangen: die Mythen zeigen ihre Spitzen in unverwüsteter Pracht wie vor 60 Jahren.

Es ist etwas ganz Spezielles und Wertvolles geworden, wir haben grosse Freude daran. In seiner Länge und mit dem Einbezug der Schweizer Geschichte ist es auch für unsere jugendlichen Enkel attraktiv. Wir können ihnen damit auf idealste Weise ganz praxisnah etwas vom Evangelium weitergeben.

Ein wunderbares «Weihnachtsgeschenk»!

49 *Wir haben es gestern schon gelesen und bestaunt.*

Aus Liebe

Bruder Klaus schreibt an den Rat von Bern

Installation am Landsgemeindeort Hundwil AR

Bis zum 30. September 2021 täglich geöffnet von 9 bis 19 Uhr



Direkt bei der Postautohaltestelle Hundwil ist bis zum 30. September 2021 in der neuen Ausstellungshalle die Installation zum Brief von Bruder Klaus zugänglich. Sie macht es möglich, einzudringen in die Welt des Betens und Nachdenkens, aus der Niklaus von Flüe den Frieden von Stans und damit die Rechtsordnung für die Eidgenossenschaft geschöpft hat. Das vermittelt eine Liebe zur Heimat, die zur Selbstkritik fähig ist, und stärkt in einer Zeit von Autoritätsverlust und Populismus den gegenseitigen Respekt und verleiht dem Einsatz für das gemeinsame Wohl eine höchste Ehre.

www.vonliebewegen.ch



Stiftung Bruder Klaus
Postfach 436
3770 Zweisimmen
info@stiftungbruderklaus.ch
www.stiftungbruderklaus.ch
PC 49 - 80 000 - 6

Kontakt:
Pfr. Dr. Paul Bernhard Rothen
Präsident
Dorf 21
9064 Hundwil
Tel. 079 594 58 94

Brigitte und Daniel Zeller
Sekretariat
Bahnhofstrasse 5
3770 Zweisimmen
Tel. 033 722 39 00

Die Stiftung Bruder Klaus dient dem geistigen Gehalt, wie er im Brief des Einsiedlers vom Ranft an den Rat von Bern zum Ausdruck kommt. Diesen Gehalt zum Nutzen der Familien, der politischen Gemeinwesen und der Kirchgemeinden und Kirchen zu erneuern, zu stärken und zu klären, vorrangig in der Schweiz, ist der Zweck der Stiftung.

Stiftungsstatut vom 4. Dezember 1996.

Die Stiftung ist von der Steuerverwaltung des Kantons Bern aufgelistet unter den voll steuerbefreiten Institutionen. Vergabungen und Spenden an die Stiftung sind demnach von den Steuern abziehbar.

G Stiftung Bruder Klaus

Gestaltung, Druck: Kopp Druck + Grafik AG, Zweisimmen

